

# Wie die Tanne zum Weihnachtsbaum erkoren wurde

Autor(en): **A.V.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **23 (1933)**

Heft 51

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-649439>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

paner und — bezüglich der 2400 Meter tiefen Gruben in Johannesburg mit ihren 80° C. — über das verfl. . . . Gold.

Alles in allem, Ansteins Buch ist eine überaus wertvolle Bereicherung der Afrikaliteratur und darum nicht nur für die Freunde der Mission — für diese jedenfalls ganz besonders — eine genutzvolle Lektüre. H. B.

## „Weihnachten in der Löwenumheulten Handelsstadt.“

Von Hans Anstein.

(Mit Erlaubnis des Verlages abgedruckt aus dem Buche: „Afrika, wie ich es erlebte.“ — Siehe vorstehend)

Der Platz, auf dem sich jetzt die Stadt Nairobi erhebt mit sieben christlichen und sieben heidnischen Anbetungsstätten, mit Riesenbanken, Warenhäusern und einer Markthalle so groß, wie ich noch keine gesehen, war vor dreißig Jahren noch eine Steppe gleich derjenigen, die sich noch jetzt bis an die ersten Häuser der Stadt ausdehnt. Unter den Fenstern jener Häuser weiden des Tags Zebra und Antilopen und des Nachts brüllen dort die Löwen. Das pilzartig emporgeschossene Nairobi ist der Handelsmittelpunkt der aus dem kulturellen Nichts, d. h. eben aus jener Steppe hervorgezauberten fruchtbaren Kenyaprovinz mit ihren weiter im Innern angelegten ertragreichen Pflanzungen. Die neuerliche Entdeckung von Goldlagern auf ihrem Gebiet bedeutet für die eingeborenen Bewohner eine Katastrophe. Nun droht ihnen Vertreibung von Grund und Boden, um irgendwo sonst dafür „entschädigt“ zu werden; als ob man für seine Heimat entschädigt werden könnte! Doch ist immerhin zu hoffen, daß sich Nairobi nicht zu einem zweiten Johannesburg entwickelt. Es haben sich doch schon zu viele maßgebende Stimmen erhoben, die zum Aufsehen mahnen.

Wie die südafrikanischen größeren Städte hat auch Nairobi seine drei Quartiere: das Geschäftsviertel, also die sog. „City“, das wundervolle Villenquartier der Europäer, in paradiesische Gärten eingetaucht, und das Negerviertel irgendwo abseits in der Steppe, die sog. „Lokation“; diese in Nairobi nicht so trostlos wie anderswo, da die Wohnungen der Eingeborenen hier wirklichen Häusern gleichen und nicht nur Ställen oder besseren Aborten.

Hatte ich in Mlalo bei der Betheler Mission im Kreise der schwarzen und dann der weißen Kinder und mit diesen auf der Fahrt zur Bahn ein Vorweihnachten gefeiert, so konnte ich die eigentlichen Weihnachtstage in Nairobi zubringen, auch in echt weihnachtlicher Umgebung.

Am heiligen Abend sah ich mich an der englischen Kathedrale nach der Gottesdienstordnung um, während Frauen und Kinder das Innere der Kirche mit weißen Lilien festlich schmückten.

Da trat der anglikanische Dekan auf mich zu. Ich hatte kaum Zeit, mich vorzustellen, da hatte er mich schon zur Abendmahlsfeier in der Christnacht in freundlichster Weise eingeladen mit den Worten: „Kommen Sie zu uns und halten Sie das Abendmahl mit uns!“ Das ist in deutliche Gestalt getretener echter Allianzgeist. Es war offenbar auch eine Wirkung jener bekannten Missionskonferenz in Kituju im Inneren der Kenyaprovinz vor einigen Jahren, wo sich die Vertreter der verschiedensten Kirchen das Wort gaben, nun Ernst zu machen mit dem Geiste der Edinburgher Konferenz im Gedanken an die Bitte im hohenpriesterlichen Gebete: „Auf daß sie alle eines seien.“ Auch in der schottischen Kirche wurde am folgenden Tage jedermann zur Teilnahme am Abendmahl eingeladen, zu welcher Kirche er auch gehören möge. Es kommt in der Kenyaprovinz nun auch vor, daß anglikanische Geistliche Predigern anderer Kirchen ihre Kanzel einräumen, während sie sich gern bei jenen zum Halten einer Predigt einladen lassen.

Kein Wunder, daß es bei dieser wahren Einigkeit im Geist auch in der Missionsarbeit mächtig vorangeht. Die große Kirche für die Eingeborenen in Nairobi konnte die Tausende von Teilnehmern am Weihnachtsmorgengottesdienst nicht fassen. Manche mußten draußen bleiben. Als ich im Begriff war, diesen Gottesdienst zu besuchen, ging auf dem Kirchplatz ein etwa achtjähriges Negermädchen neben mir vorbei, schaute mich mit einem freundlichen Gesichtchen an und sagte als Gruß nur das eine Wort: „Christmas“ — d. h. Weihnachten! Das war der allerschönste Gruß, den ich in Afrika erhalten habe.

Der Charakter des Straßenbildes von Nairobi ist zur Hälfte indisch — man denke nur an die sieben indischen Anbetungsstätten, drei Moscheen und vier Tempel. Zudem dürfen die Inder mitten unter den Europäern wohnen, man muß sie mit Glacehandschuhen anrühren im Blick auf Indien, während die ursprünglichen Besitzer des Grundes und Bodens, die landesansässigen Schwarzen, „extra muros“, draußen in der Steppe wie Ausfächtige weit weg wohnen müssen.

Die Bedeutung des indischen Bestandteils in dieser englisch-afrikanischen Stadt wurde besonders deutlich, als am frühen Morgen des 4. Januar 1932 Gandhi wieder verhaftet worden war. Sofort schlossen die Hindu ihre Läden und drohten mit Streik. Die Mohammedaner hingegen meinten, es wäre am besten, man würde Gandhi erschießen, damit man endlich einmal Ruhe hätte vor ihm. Die Spannung zwischen Indern und Mohammedanern war groß, und es hätte nicht mehr viel gefehlt, so wäre es selbst dort im Innern Afrikas zwischen ihnen zu blutigen Auseinandersetzungen gekommen.

Es wurde dabei anschaulich, wie man in der modernen Zeit über den ganzen Erdboden hin gleichzeitig alles Bedeutende erlebt, auf welchem Punkt der Kugel es sich auch ereignen mag. Und was die Londoner Times am 4. Januar über die Sache geschrieben hatte, das las man am 5. schon auf allen Straßen Nairobis: Die Presse als Großmacht mitten in der afrikanischen Steppe!“

## Wie die Tanne zum Weihnachtsbaum erkoren wurde.

Das Christentum war in nördliche Länder gekommen. An einem wunderschönen Herbstabend stieg Jesus herab, um Heerschau zu halten. Alles huldigte dem Herrn, der Himmel spannte sein azurnes Dach über seinem Haupte, im Westen verglühete die Sonne purpurn und goß in warmen Strahlen ihr Licht auf die Gestalt des Erlösers; der Strom in der Tiefe des Tales glänzte silbern herauf; ein Schwarm von Schwäbchen verlangsamte seinen Flug und senkte sich grüßend. Christus segnete die schönen Gefilde; vor seinen Füßen neigten sich die Blumen des Feldes. Das Bächlein murmelte vertraut und rief seine schönsten Fischlein, die rotgetupften Forellen, den Herrn zu grüßen. Die Weide neigte sich zu Boden vor ihm. Jesus trat in einen schönen Laubwald. Ein Rauschen ging durch die Kronen und Stämme, als des Herrn Fuß den Boden betrat. Die Birke hatte ihn zuerst erblickt, sie flüsterte es der Lärche zu und fand noch Zeit, ihr silbernes Haupt zu schütteln, daß die Blättlein wie Silberchuppen auf die Schultern des Erlösers fielen. Die Lärche lohete wie eine Opferflamme in der Dämmerung, die Buche ließ den Wind durch ihre Krone harfen und einen Regen von süßen Buchnüssen vor der Lichtgestalt niedergehen. Jesus stieg höhwärts und kam zur knorrigen Eiche. „Ich bin nicht schön“, sagte diese, „und meine Früchte sind nicht süß, wie die der Buche. Aber ich bin stark und treu und habe schon dem Wodan lange in Demut gedient.“

Laß mich auch dir dienen, dich schützen!“ Der Herr dankte und streichelte den rauhen Stamm. Der erschauerte bis ins Mark und ein Strom von neuer Kraft durchdrang sein Holz.

Auf der Höhe stand eine einsame Tanne im schlichten, dunklen Nadelfleide, unbewegt und kerzengerade. Kein melodisches Rauschen drang aus ihrer Krone, nur ein leises Knarren antwortete auf das Streichen des Abendwindes. Ihre Sprache war die der Demut, sie hatte sich bescheiden gelernt inmitten all der schönen Laubbäume. Wie oft war sie von ihnen verlacht worden, wenn sie im Frühling ihren schweren Rod trug, während alle andern in hellen neuen Sommergewändern prangten! Nun sah sie den Herrn und schämte sich. „Alle leuchten dir zu in ihren goldenen Herbstfarben, nur ich allein bin dunkel, eintönig. Ich habe nur dies einzige Kleid, Sommer und Winter, Frühling und Herbst, kaum daß ich im Frühling einige neue Spizchen bekomme. Und meine Früchte taugen höchstens für die Vögel des Waldes und die Eichhörnchen. Nichts kann ich dir bieten, dich zu erfreuen. Meine Nadeln sind rau und stachelig, ich könnte dir keinen Teppich daraus bereiten, darauf deine Füße gingen. Wie bin ich traurig!“ Sie senkte resigniert ihre langen, schweren Äste und blickte den Meister mit todtraurigen Augen an. Doch dieser hatte den Baum längst umfaßt mit seinen Sonnenaugen. „Warum bist du traurig, du stolze, schlanke Tanne? Du allein behälst im Winter dein trautes Kleid, alle andern sind kahl und leer. Weißt du denn nicht, daß du schön bist? Deine Gestalt, deine Haltung, deine Farbe, alles bedeutet mir Treue. Die Treue aber ist neben der Liebe die schönste aller Tugenden. Du sollst belohnt werden für deine Treue und Bescheidenheit. An meinem Geburtstag will ich dich schmücken.“

Mit diesen Worten verschwand der Meister.

Die Tanne wartete. Im Laubwald fiel leise Blatt um Blatt, die Herbststürme fuhren durch die kahlen Äste und schlügen sie gegeneinander, daß es knackte. Der Regen goß in Strömen, der Laubwald vermochte keinem Vöglein mehr Schutz zu geben. Unter der Tanne dagegen war's trocken und warm. Der Schnee fiel in dichten Flocken. Die Tanne fing ihn auf mit ihren breiten Ästen und stand da wie eine Braut im weißen Gewande. Dichter Nebel hüllte den Wald in ein graues Gewand. An einem kalten Tag streute der Frost seine glitzernden Diamanten. Dann ging der Mond auf. Silbern strahlte sein Licht über der Erde. Unten im Tale läuteten die Glocken zur Weihnachtsfeier. Da schoß plötzlich ein Lichtstrahl herab und verteilte sich in tausend leuchtende Sternlein. „Ein Wunder!“ sprachen die Menschen, die es gesehen hatten. Sie suchten den Ort, wo die Sternlein niedergegangen sein mochten. Sie gingen dem Walde zu. Da entdeckte zuerst ein munterer Knabe das Leuchten. „Seht dort oben die Tanne, wie sie glitzert und funkelt!“ Die einsame Tanne war wie von Licht übergossen. Tausende von Sternlein hatten sich auf ihre breiten Äste verteilt. Ein unsagbar schönes Strahlen ging von ihr aus. Die Bäume des Waldes schauten neidisch hinauf. „Was, die alte Tanne da oben hat sich derart herausgeputzt? Was will denn die, was meint sie denn, wer sie sei?“ Sie beauftragten den Wind, daß er die Lichtlein ausblase. Doch der kam unverrichteter Sache zurück. Sie hätten nur heller geleuchtet, meinte er.

Mittlerweile waren die Menschen in Scharen heraufgekommen, das Wunder zu bestaunen. Viele hatten ja den fallenden Stern gesehen und wie ein Lauffeuer ging es von Mund zu Mund. „Ist es ein gutes oder ein böses Zeichen?“ — „Das bedeutet Krieg!“ meinte ein alter Mann. „O nein, das ist ja keine lodernde Flamme, sondern es sind lauter warme, friedliche Sternlein. Das kann nur Gutes bedeuten“, meinte ein anderer. Da trat der alte Priester vor: „Wir feiern heute Christi Geburt. Ihr habt eure Häuser mit Stechpalmen und Mistelzweigen geschmückt. Ge-

wis, sie sind auch schön, aber wie viel schöner ist dieser Baum! Hat uns nicht Gott selber einen Fingerzeig gegeben, uns gezeigt, wie wir ihn schmücken sollen mit vielen schönen Lichtlein? Diese Sternlein da sind doch die Zeichen der frohen Hoffnung, des Lichts, das das Dunkel erhellte. Und die immergrüne Farbe des Baumes, — nun sie bedeutet Treue. Dazu kommt Gottes Liebe, die uns den Baum gerade am Weihnachtsabend schmückte. Treue, Hoffnung, Liebe! Das sind ja die Losungsworte der Christen. Durch tausendfache Liebe hat der Meister die Menschheit erlöst. Diese Lichtlein da sollen uns jedes Jahr neu den Weg weisen. Der Tannenbaum soll künftig unser Weihnachtsbaum sein. Er soll leuchten in jeder Hütte, im Saale des Reichen und in der Stube des Armen. Er soll uns alljährlich erinnern an dieses Wunder des Waldes, das schöner als alle Lichter, uns Weihnachten verklärt hat.“

Begeistert stimmten die Dorfleute zu. Irgendwo ertönte Weihnachtsgesang. Alle fielen ein und mächtig drang das Lied von der Höhe zu Tal, über dem eine feierliche Stille lag. Dann zogen sie heimwärts, die Herzen voll Glück über das Erlebnis. —

Die Tanne aber ward von da ab zum Weihnachtsbaum erkoren.  
A. V.

## Weihnachtsglocken.

Von R. Dehmel.

Weihnachtsglocken. Wieder, wieder  
Sänftigt und bestürmt ihr mich,  
Kommt, o kommt, ihr hohen Wieder,  
Nehmt mich, überwältigt mich!

Daß ich in die Knie falle,  
Daß ich wieder Kind sein kann,  
Wie als Kind Herr-Jesus lallen  
Und die Hände falten kann.

Denn ich fühl's, die Liebe lebt, lebt,  
Die mit Ihm geboren worden,  
Ob sie gleich von Tod zu Tod schwebt,  
Ob gleich Er gekreuzigt worden.

Fühl's, wie alle Brüder werden,  
Wenn wir hilflos, Mensch zu Menschen,  
Stammeln: Friede sei auf Erden  
Und ein Wohlgefall'n am Menschen.

## Winter in Neapel.

Skizzen von Elsbeth Wyss, Bern.

(Schluss.)

Wenn man sich schließlich von all den Herrlichkeiten getrennt hat, glitzert einem daneben ein Tisch voll prächtiger bunter Glasketten entgegen. Wenn einem etwas gefällt, entpinnt sich ein fröhlicher Krieg um den Preis. Alle Mängel der Welt muß man an dem Gegenstand seiner Wahl finden, und weh dir, wenn der Händler zu früh merkt, wie gern du ihn haben möchtest; dann wirfst du trotz aller Vorsicht mindestens das Doppelte seines Wertes zahlen müssen.

Etwas weiter knallt ein reklamefundiger Budenbeißer zickzackende Feuerzeuge in die Luft, als kleines Beispiel seiner knatternden, zischenden und pfeifenden Herrlichkeiten. Und, o Freude!, da drängt mit wiegenden gleitenden Schritten ein dunkles Mädchen sich durch die Menge, sorgfältig und doch leicht und sicher eine kleine Weihnachtstanne in einem großen Blumentopf auf dem Kopfe balancierend, und ruft mit schleppender, tiefer Stimme: „Albero di Nata ... a .. al!“